

Die Ehe verlangt Heiterkeit

Autor(en): **Guggenbühl, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Endlich hielt das drehende Haus an, und mehr tot als lebendig wankte ich hinaus.

«Das war einfach toll!» rief Martin, während ich noch nach Atem rang, und: «Jetzt in die Tunnelbahn!» schlug Katrin vor.

«Ohne mich, bitte, Kinder!» Aber das liessen die beiden nicht gelten, und ihre Ueberredungskunst brachte es fertig, mich in eine der raupenartig dahingleitenden Sitzbänke zu lotsen. Zum Glück fuhr die Bahn gemächlich los, aber bevor ich noch aufatmen konnte, wurde die Geschwindigkeit gesteigert zu einem, ich kann es nicht anders ausdrücken, gefährlichen Höllentempo. Da ich mich aus der Physikstunde unklar an das Gesetz der Zentrifugalkraft erinnerte, spürte ich, wie wir zu dritt unwiderstehlich an den äusseren Rand gedrängt wurden. Mit beiden Armen hielt ich die Zwillinge fest; wir fuhren polternd in einen Tunnel ein, wurden wellenartig emporgehoben und wieder hinuntergeschleudert. Die Lichter erloschen, und der Hexensabbath aus Dröhnen, Rollen und gellender Blechmusik steigerte sich zum Orkan. Wie, wenn mir die Kinder entgleiten würden? Es war ein Angsttraum!

«Du bist ganz blass, Mutter!» riefen die Zwillinge nachher, mehr amüsiert als besorgt, «willst du jetzt vielleicht etwas essen?» Aber nur schon der Gedanke an fette Würstchen machte mir beinahe übel. Zudem war ich fest entschlossen, meine angegriffenen Knochen und Muskeln, meine zitternden Nerven und Hirnzellen nicht noch einmal aufs Spiel zu setzen.

Ich sah neidlos zu, wie Martin und Katrin an den dünnen Kettchen des Sesseli-Karussells baumelnd, seelenvergnügt durch die Lüfte flogen; wie sie unzählige Male auf Holzpferdchen im Kreis herum — dideldum — ritten, dass die Zöpfe meiner Tochter waagrecht hinter ihr in die Luft standen; wie sie gemeinsam ein Auto bestiegen, das sie selbst lenken konnten, und das infolgedessen krachend mit andern Wagen zusammenstiess.

Zwischen den einzelnen Pläsiren assen sie Türkenhonig, sogen an Zuckerstengeln und tranken Apfelmilch aus zweifelhaft saubern Gläsern.

Das Unbegreiflichste aber war, dass sie quietschfidel und kerngesund, keineswegs angegriffen, beim Nachtessen dem Rührei mit Schinken kräftig zusprachen und ihrem Vater die Wunder der Budenstadt ausführlich schilderten.

«Und du?» fragte er zuletzt, lächelnd zu mir gewandt, «du bist so still? Wie ist es dir denn bekommen?»

«Schlecht», gestand ich wahrheitsgetreu, «ich glaube, der Lärm, das Tempo und die vielen Geräusche waren daran schuld...»

«Oder vielleicht die zwanzig Jahre Distanz seit dem letzten Mal?» meinte er unschuldig; und damit hatte er zweifellos den Nagel an den Kopf getroffen. Dideldum — im Kreis herum...

Adolf Guggenbühl

D I E E H E V E R L A N G T

H E I T E R K E I T

Das Leben ist voller Widersprüche. Der grossen Idee der Familie drohen heute zwei Gefahren: die eine ist der Materialismus, welcher den Sinn für die Grösse der überpersönlichen Gemeinschaften verloren hat, die andere kommt von der entgegengesetzten Seite: es ist der Moralismus. Es zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, dass häufig gerade bei solchen Menschen, welche die Ehe sehr ernst nehmen, welche sich ihrer sittlichen Bedeutung voll bewusst sind, für welche sie weder hauptsächlich eine wirtschaftliche noch eine erotische Angelegenheit bedeutet, das Familienleben etwas Unerfreuliches hat. Jede moralische Einstellung läuft Gefahr, moralistisch zu werden. Diese Gefahr bedroht gerade in der Schweiz die Familie in hohem Masse. Sie macht, dass trotz der bessern Absichten aller Beteiligten die Familie häufig statt zu einem Paradies, nicht gerade zur Hölle, aber doch zu einem sehr qualvollen Aufenthaltsort wird. Die Familie ist an vielen Orten allzu pädagogisch eingestellt.

Der Vater sieht in seinen Kindern mit Recht junge Menschen, die ihm zur Erziehung anver-

traut sind. Nun verfällt er aber in den Fehler, dass er sich jeden Tag, jede Stunde, jede Minute als Erzieher fühlt und dadurch erreicht, dass die Kinder in ihm schliesslich nur noch den Erzieher sehen.

Auch die Ehegatten selbst kommen in ihrem Bestreben, sich gegenseitig ein sittlicher Halt zu sein, mit der Zeit in ein gegenseitiges Korrigieren hinein, von dem sie nicht mehr loskommen. So wird die Familie zu einer freudlosen moralischen Anstalt, in der nicht die geringste Fröhlichkeit mehr aufkommen kann.

Es ist nicht so, dass die einzelnen Familienglieder das Lachen verlernt hätten. Die Kinder lachen mit ihren Spielkameraden, die Mutter lacht, wenn sie mit ihren Freundinnen beim Kaffee sitzt, das dröhnende Lachen des Vaters ist am Stammtisch berühmt, aber im Schosse der Familie können sie nicht mehr lachen.

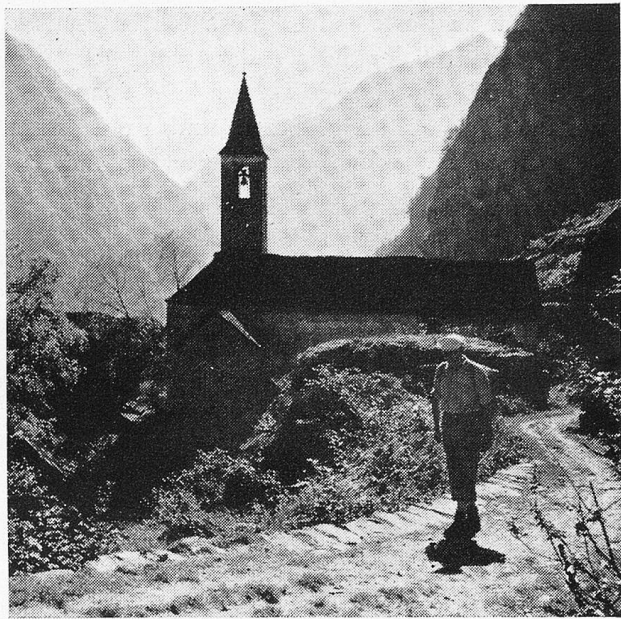
Es fehlt nicht an periodischen Versuchen, aus dieser überpädagogischen Einstellung herauszukommen. Man beschliesst, zusammen mit den Kindern einen Familienausflug zu machen. Aber man bringt die harmlose Fröhlichkeit, welche zum Wandern notwendig ist, nicht mehr auf.

Die Kinder wollen die Eltern an der Hand halten; aber da man sie nicht verwöhnen will, sagt man zu ihnen, sie seien gross genug, um allein zu gehen. Diese Zurückweisung ärgert die Kinder, und aus Protest fangen sie an, mit den neuen Schuhen Steine vor sich her zu stossen, was wiederum Anlass zu unerfreulichen Auseinandersetzungen gibt.

Dann kommt man bei einer Wirtschaft vorbei. Die Kinder wollen einkehren. Die Eltern aber, eingedenk des Grundsatzes, dass man die Kinder zur Bedürfnislosigkeit erziehen soll, wollen weiter. Schliesslich wird doch eingekehrt. Die Kinder wünschen zur Limonade noch ein Weggli. Der Vater sagt, zu Hause gebe es dann Brot, Brot sei überhaupt gesünder als Weggli. Die Kinder fangen an zu zwängen, und schliesslich zieht alles verärgert und gereizt nach Hause.

Die Kinder wehren sich anfänglich verzweifelt gegen die Atmosphäre der Freudlosigkeit. Solang sie ganz klein sind, gelingt es ihnen meistens, die Eltern durch ihre natürliche Heiterkeit mit sich zu reissen. Aber sobald sie in das Alter kommen, wo die eigentliche Erziehung beginnt, ändert sich das Bild.

«Tu nicht so dumm!» heisst es, sobald das Kind seine gute Laune auf eine Weise äussert,



Im Bavonatal

Photo: Trudy Walser

die den Erwachsenen missfällt. So kommt es allmählich zur Vorstellung, dass Fröhlichkeit und Lustigkeit im Kreise der Familie offenbar ein Vergehen sind. Nach einigen Jahren fügen sich dann die Kinder in diese pädagogische Familienatmosphäre entsprechend ein. Die heitern Seiten ihres Wesens reservieren sie für ihre Kameraden. Sie bringen es nicht mehr fertig, sich mit ihren Eltern zusammen richtig zu freuen, so wie sie es häufig nicht mehr fertig bringen, in der Familie Küsse, Zärtlichkeiten, sogar einen Händedruck auszutauschen.

Etwas von diesem philiströsen Moralismus haftet wohl jeder Familie an. Es ist sehr schwierig, sich von ihm zu befreien, und doch wäre das Familienleben soviel segensreicher für alle, wenn es gelänge.

Gewiss, wir müssen unsere Familienpflichten ernst nehmen, aber daneben sollten wir doch immer eingedenk sein, dass unsere menschliche Moral nicht der Weisheit letzter Schluss ist. Wir sollten es nicht nur fertigbringen, über die Diskrepanz, die zwischen Erstrebtem und Erreichtem immer klafft, manchmal herzlich zu lachen, wir sollten sogar nicht allzu selten die Moral überhaupt beiseite lassen, uns einfach aneinander freuen und singen: «Wir sitzen so traulich beisammen und haben einander so lieb.»

Wir sollten nicht nur die Pädagogik, sondern auch die Fröhlichkeit und die Schönheit am Fa-

milientisch zu Gaste laden. Natürlich ist es nicht leicht. Die Insel der Seligen mag wohl über dem Sofa hängen, den eigenen Garten kann man nicht zum Paradies gestalten. Mann und Frau stehen in der harten Wirklichkeit, Schulter an Schulter kämpfen sie gegen Krankheit, wirtschaftliche und seelische Sorgen. Aber gerade weil das Leben sie zwingt, zusammen durch den Staub zu gehen, sollten sie manchmal auch zusammen über blühende Wiesen schreiten.

Der finstere Ernst gehört so wenig zum Wesen der Familie wie zum Wesen der Kirche.

«Die Ehe fordert Heiterkeit», sagt Jean Paul.

Kurt Harz

E I N E V E R S C H L A F E N E G E S E L L S C H A F T

Sobald es kalt wird und der Ostwind über kahle Felder fegt, möchte wohl mancher Mensch seine Tür zweimal schliessen, sich ins Bett verkriechen und nun die Augen schliessen, bis draussen wieder der Frühling lacht. Naturfreunde natürlich nicht, denn sie würden doch allerhand versäumen. Aber in der so unendlich vielseitigen Natur gibt es — wie jeder weiss — solche Erscheinungen. Auch einige unserer einheimischen Säugetiere haben die Fähigkeit zu verschlafen und den Winter zu verschlafen, sobald draussen die Tafel für sie nurmehr spärlich gedeckt ist.

Eichhörnchen und Dachs gehören — wie man früher noch annahm — nicht zu ihnen. Diese beiden verschlafen zwar auch einen Teil der für sie ungünstigen Jahreszeit, kommen aber doch ab und zu aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Echte Winterschläfer sind in Mitteleuropa das Murmeltier, der Hamster, der Igel, die Fledermäuse, Haselmaus, Garten- und Siebenschläfer. Bei ihrem Winterschlaf handelt es sich nicht um eine Kältestarre, wie wir sie zum Beispiel bei Insekten kennen, sondern um einen echten Schlaf. Sobald ihre Zeit gekommen ist, kann sie das schönste Essen und die wärmste Stube nicht daran hindern,

einzuschlafen und den Winter zu verträumen. Das Fehlen von Hormonen, von Drüsen ausgesonderter Wirkstoffe, wirkt als Auslöser. Den Winterschlaf unserer Kleinsäuger nun bewirkt die Schilddrüse, indem sie zu wenig Wirkstoffe ins Blut entsendet. Spritzt man solchen Schläfern Schilddrüsenauszüge ein, so erwachen sie rasch aus ihrem Zustand. Die tieferen Ursachen für die Rückbildung der Schilddrüse bei diesen Tieren im Herbst liegen wohl weit zurück. Man kann annehmen, dass sie irgendwie mit dem Fehlen bestimmter Vitamine in der Nahrung zu gewissen Jahreszeiten entstanden und nun im Erbgefüge verankert sind. Wenn sich ein Winterschläfer zur Ruhe begibt, werden die Lebensvorgänge auf ein Mindestmass zurückgeschraubt, um Betriebsstoff — das mühsam gespeicherte Fett — zu sparen. Die Temperatur des Körpers sinkt — beim Murmeltier zum Beispiel bis auf viereinhalb Grad Celsius —, die Atmung wird ungemein verlangsamt und auch das kleine Herz schlägt nur wenig. Nimmt man so einen kleinen zusammengerollten Schläfer in die Hand, könnte man meinen, er sei tot. In diesem Zustand sind die Tierchen wehrlos allen eventuell auftauchenden tierischen Feinden ausgeliefert, nicht aber der Witterung. Wird durch irgendeinen Umstand die Winterherberge undicht und die todbringende Kälte erhält Zutritt, ereignet sich ein kleines Wunder. Die Körperwärme steigt, Atmung und Herzschlag werden beschleunigt, das Tierchen erwacht und kann den Schaden beheben oder ein anderes Quartier aufsuchen.

Unsere Winterschläfer sind interessante Tiere. Ueber einige haben wir uns schon unterhalten. Das liebenswerteste von ihnen ist das sanfte Haselmäuslein. Das reizende Tierlein versucht nie von seinen Zähnen Gebrauch zu machen, wenn man es anfasst, sondern verlässt sich immer auf seine Schnelligkeit. Die vielfach so verabscheuten und doch so ungemein nützlichen Fledermäuse fliegen zum Teil Hunderte Kilometer, um bestimmte Winterschlafplätze aufzusuchen, der Hamster träumt in seinem Bau von wogenden Getreidefeldern und der Igel von fetten Mäusen — wenn sie überhaupt in diesem Zustand träumen, was zu bezweifeln ist. Der Siebenschläfer, so benannt, weil er fast sieben Monate des Jahres verschläft, fast rattengross, aber nett aussehend, überwintert gern in Vogelnistkästchen. Gegenwärtig habe ich eine ganze solche verschlafene Gesellschaft in Pflege und hatte kürzlich ein hübsches Erlebnis damit.